



Christus: die Hoffnung der Welt

Grundlagentext zum Thema des Kirchentags 2023

Gottes Hoffnungsgeschichte mit seiner Schöpfung – ein Gang durch die Bibel

Die Geschichte Gottes mit seiner Schöpfung steht von Beginn an unter dem Zeichen der Hoffnung. Als Gott nach Vollendung der Erschaffung der Welt sein Werk betrachtet, stellt er fest, dass alles sehr gut ist (Gn 1,31). War die Erde am Anfang wüst und öde, ein finsternes Chaos, findet sich am Ende Leben in Fülle. Menschen, Tiere und Pflanzen leben zusammen in Gerechtigkeit und Frieden. Der hebräische Begriff für Frieden, Schalom, bringt diese Harmonie auf den Punkt.

Die sogenannte Sündenfallgeschichte verarbeitet die schmerzhafteste Urfahrung, dass ausgerechnet der Mensch, die Krone der Schöpfung, diesen Schalom durch seinen Ungehorsam verscherzt. Adam und Eva lassen sich von der Schlange verführen. Sie essen von der verbotenen Frucht des Baumes der Erkenntnis von Gut und Böse, um zu sein wie Gott, um sich aus der Abhängigkeit von ihm zu lösen, um Gott los zu werden und sich selbst zu verwirklichen.

Dieser Ungehorsam, dieser fatale Drang, ja Zwang, sich das Leben selbst geben zu wollen, bleibt bis heute die Urfahrung jedes Menschen. Paulus bringt sie in Römer 7,15 auf den Punkt: Was ich bewirke, begreife ich nicht; denn nicht, was ich will, treibe ich voran, sondern was ich hasse, das tue ich.

Aller Tragik des verlorenen Paradieses entgegen steht Gottes Geschichte mit der Schöpfung weiterhin unter dem Zeichen der Hoffnung. Der Schöpfer bleibt seinen verlorenen Kindern gnädig zugewandt und öffnet ihnen auch noch da, wo ihre Lage in irdischer Sicht hoffnungslos verzweifelt scheint, die Tür in die Zukunft. So beginnt Gott nach der Sintflut neu mit der Schöpfung und sagt Noah und seinen Kindern zu: Ich richte meinen Bund auf mit euch und mit euren Nachkommen und mit allen Lebewesen, die bei euch sind ... Nie wieder soll eine Sintflut kommen, um die Erde zu verderben (Gn 9,9-11). Als Hoffnungszeichen für diesen Bund setzt er den Regenbogen an den Himmel.

Im Lauf der Geschichte erneuert und vertieft Gott seinen Bund wiederholt, zuerst mit Abraham, dem Stammvater Israels, den er einerseits mit der Verheissung verknüpft, dass er Abraham «über alle Massen mehren» und ihn zum Vater «einer Vielzahl von Völkern» machen wird. Andererseits verheisst er, dass dieser Bund ewig gilt, und er auch für alle Nachkommen Abrahams Gott sein wird (Gn 17,2-7). Umgekehrt verpflichtet Gott Abraham und seine Nachkommen, diesen Bund von Generation zu Generation zu halten. Zeichen dafür ist die Beschneidung.

Als aus Sara und Abraham viele Jahre später tatsächlich ein grosses Volk geworden ist und dieses in Ägypten in Knechtschaft lebt und unter Frondienst und Unrecht seufzt und klagt, erinnert sich Gott an seinen Bund und befreit das Volk aus der Sklaverei (Ex 6,4-6), um es in das Land zu führen, das er schon Abraham verheissen hat.

Nochmals erneuert Gott seinen Bund, als er sich seinem Volk am Sinai offenbart und Mose die Weisungen der Tora übergibt (Ex 19ff.). Als sichtbares Zeichen sollen die Israeliten eine

Lade machen, in welcher die beiden Tafeln mit den zehn Geboten und weitere «Zeugnisse» aufbewahrt werden (Ex 25). Diese Lade erinnert Israel nicht nur an die Gegenwart Gottes. Sie ist das Hoffnungszeichen, das in verzweifelten Situationen auf wunderbare Weise neue Wege eröffnet. Als die Priester mit der Lade des Bundes beim Einzug ins gelobte Land mit ihren Füßen das reissende Wasser des Jordans berühren, staut sich dieses so, dass das ganze Volk trockenen Fusses ans andere Ufer gelangt (Jos 3).

Das Verhalten der Menschen steht der Treue Gottes, der seinen Hoffnungsbund ständig erneuert, radikal entgegen. Schon Abraham vernachlässigt seine Verpflichtung, Gottes Bund zu halten, wiederholt, versucht, den Verheissungen nachzuhelfen, ist ungehorsam und geht eigene Wege. Gerade in seiner Schwäche wird Abraham jedoch zum Vater aller Glaubenden (Röm 4,11), wie wir noch sehen werden. Später murt das Volk gegen Mose und Gott, nur wenig, nachdem es aus der Sklaverei in Ägypten befreit worden ist. Während Mose auf dem Berg Sinai von Gott die Tora empfängt, schaffen die Israeliten mit allen verfügbaren Wertgegenständen das Goldene Kalb, das statt des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs vor ihnen herziehen soll (Ex 32). Und die Geschichte nach dem Einzug ins gelobte Land wird zum traurigen Weg des Abfalls und Niedergangs. Zwar kommt es nach etlichen Generationen von Irrungen und Wirrungen zur kurzen Blütezeit unter den Königen David und Salomo. Danach aber geht es steil bergab über den Untergang des Nordreichs 722 v. Chr. bis zum Exil in Babylon 587 v. Chr. Die Propheten analysieren diesen Niedergang und erstellen zuerst eine knallharte Diagnose. So schreibt z.B. Jesaja: Das Land der Israeliten wurde voll von Silber und Gold, und sie hatten unendlich viele Schätze, und ihr Land wurde voll von Pferden, und sie hatten unendlich viele Wagen. Und ihr Land wurde voll von Götzen; das Werk ihrer Hände beteten sie an, das, was ihre Finger gemacht hatten (Jes 2,7 und 8). Es wiederholt sich dasselbe wie beim sogenannten Sündenfall. Obwohl das Volk im gelobten Land von Gott reich beschenkt, geleitet und behütet wird, sagt es sich los von ihm, macht sich eigene, vergängliche Idole, betet diese an und setzt all seine Hoffnung auf sie. Damit aber führt es sich selbst in den Abgrund hoffnungsloser Verzweiflung, denn die Götzen sind das «Nichts, ein lächerliches Machwerk, zur Zeit ihrer Heimsuchung gehen sie unter.» (Jer 2,15)

Genau diese prophetische Einsicht bildet nun die Voraussetzung dafür, dass Israel sich neu für Gottes Hoffnung öffnet. Der Kleinstaat Juda ist im 6. Jahrhundert vor Christus längst nicht der einzige, welcher von Babylon erobert wird. Alle anderen gehen jedoch für immer unter, während es Israel heute noch gibt. Der wesentliche Grund dafür liegt in der Art der Hoffnung, welche das Volk Gottes durch die Katastrophe des Exils trägt: Die Nachbarstaaten hängen ihre ganze Existenz an die Verehrung der Götterbilder, welche sie sich analog zum Goldenen Kalb aus ihren kostbarsten Gütern schaffen. Sie gehen mit ihren Göttern unter. Israel hingegen erkennt in der Krise dank seiner Propheten, dass der Untergang nicht im Versagen Gottes, sondern im Ungehorsam des Volks und dem Versuch, die Existenz mit irdischen Mitteln zu sichern, begründet liegt. So verlieren die Juden ihre Hoffnung nicht, obwohl der Tempel zerstört, der Palast und die Häuser Jerusalems eine Trümmerstätte sind (Jer 44,2). Mitten im Exil kommt es zum Quantensprung in der Gotteserkenntnis. Jahwe, der Gott Israels, ist nicht mehr länger der Garant für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, sondern wieder der souveräne Schöpfer der Welt, welcher alles, was ist, von der Blume des Feldes, bis zu Sonne, Mond und Sternen durch sein blosses Wort erschafft. So spricht Gott bei Jesaja: «Ich bin Jahwe und keiner sonst, ausser mir gibt es keinen Gott. Ich gürtete dich, auch wenn du mich nicht erkannt hast, damit sie erkennen, vom Aufgang der Sonne und von ihrem Untergang her, dass es keinen gibt ausser mir. Ich bin Jahwe und keiner sonst. Der das Licht bildet und die Finsternis schafft, der Heil vollbringt und Unheil schafft, ich, Jahwe, bin es, der all dies vollbringt. Ergiesse dich, Himmel, von oben und die Wolken sollen

überfließen vor Recht! Die Erde soll sich öffnen, damit sie Heil tragen als Frucht, und zugleich lasse sie Gerechtigkeit spriessen! Ich, Jahwe habe es erschaffen.» (Jes 45,5-8) Jesaja betont einerseits die Souveränität Gottes, andererseits seine Zuwendung zum kleinen, verschüchterten Volk. Gott sorgt für die Seinen, auch wenn sie ihn nicht erkannt, sondern vor allem verleugnet haben. Das öffnet den Weg für eine neue Form von Gottesbeziehung, welche ihre Hoffnung nicht mehr aus äusserlichen Zeichen wie der Lade des Bundes oder dem Tempel gewinnt, sondern aus der Vertiefung in die Tora, die Weisungen Gottes, das Wort des Lebens. So heisst es im nachexilischen Psalm 1: Wohl dem, der seine Lust hat an der Weisung Jahwes und sinnt über seiner Weisung Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, an Wasserbächen gepflanzt: Er bringt seine Frucht zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht.

Zur Zeit Jesu pflegen die Pharisäer diese Art von Frömmigkeit – die im Gegensatz zu jener der Priester und Sadduzäer, welche sich auf den Kult im wiederaufgebauten Tempel konzentriert – stark auf die Gestaltung des persönlichen und sozialen Alltags ausgerichtet ist. Weil die Pharisäer damit weit unabhängiger von äusserlichen Gegebenheiten sind als die Priester und Sadduzäer, geht die Hoffnungsgeschichte des Volks Gottes vor allem dank ihnen auch nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels durch die Römer im Jahr 70 weiter. So sind denn die Pharisäer auch mehr Gesprächspartner als Gegner von Jesus. Bei seiner eigenen Verkündigung kann er anknüpfen beim hohen Anspruch, den die Pharisäer für das Leben aus dem Glauben und der Hoffnung auf Gott setzen. Scharf wird er nur da, wo einzelne ihrer Vertreter aus der Tora ein äusserliches Druckmittel machen, ein Gesetz voller Paragraphen und Forderungen, welches die Menschen nicht wachsen, blühen und Frucht tragen lässt, sondern sie gängelt, unterdrückt und klein macht.

Von Jesus selbst sind zwar nur sehr wenige Belege überliefert, wo die Worte «Hoffnung» oder «hoffen» vorkommen¹. Dennoch sieht er sein Kommen ganz im Zeichen der Hoffnung. «Erfüllt ist die Zeit, und nahe gekommen ist das Reich Gottes. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!» verkündigt Jesus am Beginn seines Auftretens (Mk 1,15). Und als Johannes der Täufer Jesus fragen lässt, lässt er ihm ausrichten: Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, und Tote werden auferweckt, und Armen wird das Evangelium verkündigt (Mt 11,5). Wie die ganze Biblische Tradition hält Jesus die Balance zwischen Verherrlichung und Verleugnung der Welt. Das Reich seines Vaters ist nicht von dieser Welt (Joh 18,36), d.h. es lässt sich mit den Kategorien unseres Denkens weder erfassen noch festmachen. Es entzieht sich jeder Ideologie und sprengt die Dimensionen von Zeit und Raum. Aber es wirkt doch *in* dieser Welt: Es wächst und trägt Frucht wie die Saat, welche der Sämann aufs Feld wirft (Mk 4,1-8). Und es durchsäuert und verändert die Verhältnisse, wie der Sauerteig das Mehl (Lk 13,21). Mit vielen seiner Gleichnisse und anderen Motiven seiner Verkündigung verweist Jesus auf den Grund unserer Hoffnung, die Schöpfung, welche von Gott, seinem Vater für sehr gut befunden wird. Er lehrt die Seinen das Staunen über die Lilien auf dem Feld und die Vögel am Himmel (Mt 6,25-34). Er weist hin auf die Saat, wie sie von selbst wächst (Mk 4,26-29) und wie Gott selbst für die Spatzen sorgt. Jesus kehrt nicht nur in seiner Verkündigung an den Anfang zurück. Er, den Gott selbst zu seinem Sohn erklärt, realisiert das Menschsein so, wie es vom Schöpfer gedacht ist. Jesus verwirklicht nicht sich selbst, sondern lebt vollkommen aus dem Vertrauen in seinen Vater.

¹ Mt 11,7-10 (par Lk 7,24-27): Hier geht es um Johannes den Täufer. Jesus stellt den Leuten die rhetorische Frage, was sie im Täufer zu sehen gehofft hätten, um dann zu proklamieren, dass sie mit Johannes dem Täufer weit mehr als einfach einen Propheten gesehen hätten. Joh 5,45: Hier geht es um die verfehltete Art und Weise, in der das Volk auf Mose hofft. Weil man im Namen dieser Hoffnung Jesus verurteilt, wird Mose, auf den man hofft, zum Ankläger.

In diesem Vertrauen und der unerschütterlichen Hoffnung, dass er und sein Vater eins sind und bleiben (Joh 10,30), kann er sich hingeben für seinen Auftrag, bis in den Tod am Kreuz. An Ostern gibt Gott seiner Hoffnung für die Welt das letzte Wort. Mit der Auferstehung setzt er die Liebe und Hingabe seines Sohnes ins Recht. Der Tod ist besiegt und der Friede – Schalom – zwischen Gott, den Menschen und der ganzen Welt wird wieder hergestellt. So singen die Engel am Himmel schon bei der Geburt Jesu vom Frieden auf Erden (Lk 2,14). Und der Auferstandene sagt seinen Jüngern als Erstes: Friede sei mit euch! (Joh 20,19). An Ostern setzt Gott den Anfang seiner neuen Schöpfung, wo vollkommene Harmonie herrscht.

Aus dem Verkündiger Jesus wird der verkündigte Christus. Die Schriften des neuen Testaments sehen in ihm die verschiedenen biblischen Hoffnungslinien vereint und vollendet:

Jesus ist der neue Mose, der das Volk der Gläubigen aus der Sklaverei befreit und sie den Willen Gottes lehrt. Er ist der Prophet aller Propheten, der das Unrecht ans Licht bringt, Unterdrückten Recht verschafft und Gebeugte aufrichtet. Er ist der wahre Heiland, der Menschen an Leib und Seele gesund macht. Er ist der neue David, der Messias und König, der sich durch die Macht nicht korrumpieren lässt, sondern im Gegenteil seine Vollmacht lebt, auf irdische Macht und Gewalt verzichtet und so Gott und die Welt miteinander versöhnt. Er ist der neue Adam, der uns mit seinem Gehorsam bis in den Tod am Kreuz die Tür zum Haus seines Vaters öffnet, damit wir hineingehen und im Glauben neu geboren werden. Am weitesten geht das Johannesevangelium, das in Christus den Mitschöpfer erkennt, das Wort Gottes, das im Anfang war und durch welches alles geworden ist (Joh 1,3). Sind wir also durch den Glauben in Christus, dann sind wir neue Schöpfung (2. Kor 5,17). Diese verheissungsvolle Vorgabe ins Leben umzusetzen, bedeutet in verschiedener Hinsicht eine grosse Herausforderung. Die Hoffnung, welche uns in Christus geschenkt ist, liegt nicht vor Augen. So schreibt Paulus im neutestamentlichen Paratext zur Hoffnung, dem achten Kapitel des Römerbriefs: Im Zeichen der Hoffnung wurden wir gerettet. Eine Hoffnung aber, die man sieht, ist keine Hoffnung. Wer hofft schon auf das, was er sieht? Die rhetorische Frage hat es in sich: Offensichtlich hält es Paulus für undenkbar oder mindestens töricht, auf etwas zu hoffen, was man sieht. Doch genauer betrachtet dominiert genau diese törichte Art von Hoffnung den Lauf der Welt. Der grösste Teil dessen, was Menschen planen und ausführen, ist bestimmt von konkreten und sichtbaren Erwartungen und Hoffnungen an die Umstände und Mitmenschen: Sie arbeiten – und erwarten Lohn davon. Sie machen eine Weiterbildung – und erhoffen sich davon bessere Karrierechancen. Sie zahlen Vorsorgegelder ein – in der Hoffnung auf einen materiell sorglosen Ruhestand. Die ganze Welt funktioniert nach den Prinzipien sichtbarer Hoffnung. «Do ut des» (ich gebe, damit du gibst). Das ist der juristische Grundsatz, welcher das Zusammenleben regelt: Von nichts kommt nichts. Ich gebe, damit ich empfangen. Ich investiere, um einmal zu profitieren. Ich tue Gutes, um Lohn zu empfangen, wenn nicht hier, dann halt im Jenseits. Do ut des – dieses Prinzip zieht seine unseligen Kreise tatsächlich bis in den Bereich des Glaubens. Wie schnell kann es gerade auf Durststrecken geschehen, dass wir den Glauben hauptsächlich pflegen, um Gott und den Menschen zu gefallen. Da stellen sich unangenehme Fragen: Warum gehen wir in den Gottesdienst und tun gute Werke? Um Gottes Ansprüche an uns zu befriedigen und uns damit einen Platz im Himmel zu sichern? Was wäre das aber für ein erbärmlicher Gott, der wie ein Kassier im Tante Emma-Laden mit uns abrechnet aufgrund unserer Werke und guten Gesinnung? Jesus verkündigte einen ganz anderen Gott: Einen durch und durch gnädigen Gott, der uns alles schenkt. Er lädt die Seinen zum Feiern ein und dazu, dass sie mit Wort und Werk ins Lied seiner Gnade einstimmen. Wer hofft schon auf das, was er sieht?

Mit seiner rhetorischen Frage kritisiert Paulus das menschliche Hoffnungsmodell grundsätzlich: Für ihn ist das «do ut des»-Prinzip jämmerlich und erbärmlich im Vergleich zur himmlischen Hoffnung, die nur Hoffnung sein kann, weil der Mensch sie nicht sieht. Dass die christliche Hoffnung unsichtbar bleibt, ist kein Mangel, sondern ihr Geheimnis und ihr Vorzug, der sie zu einem Schatz macht, der durch keine Gewalt dieser Welt zerstört werden kann.

Paulus verknüpft die Hoffnung mit der Rettung: Jesus Christus hat sich hingegeben für die Menschen, zur Vergebung ihrer Sünde, bis in den Tod am Kreuz, nicht weil er sich davon irdischen oder himmlischen Lohn erhoffte, nicht, weil sein Vater im zuvor eine Garantie für paradiesische Freude ausstellte. Jesus Christus hat sich aus reiner Liebe hingegeben, die nicht rechnet, die nicht vernünftig Gewinn und Verlust abwägt, die alles trägt, aushält, durchsteht, wider jede menschliche Vernunft und Überlebenstrategie.

Rettung und Hoffnung gehören eng zusammen. Deshalb schreibt Paulus im selben Kapitel des Römerbriefs, dass die ganze Schöpfung sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes wartet: Rettung wird konkret, wenn sich Menschen als Gerettete verhalten und wie Jesus aus der Liebe leben, die nicht rechnet, sondern ganz einfach da ist und wirkt.

Rettung gibt der Hoffnung Raum: Wo Menschen sich retten lassen, brechen sie in Neuland auf. So machen sich Sara und Abraham aus ihrer Heimat im Land Ur, die sie mit all ihren sichtbaren Hoffnungen abgesichert hatten, auf den Weg in das Land, das Gott ihnen zeigen will, ohne irgendeine Garantie dafür, dass sie ihr Ziel erreichen. Später gewinnt Jesus seine Jünger mit dem Ruf: Folge mir! Menschen lassen alles zurück, was ihnen lieb und vertraut ist, ohne dass Jesus ihnen erläutert, was ihnen das bringt, wie hoch ihr zu erwartender irdischer oder himmlischer Lohn ist. Folge mir! – und alles wird neu.

Die Biblischen Beispiele für ein Leben aus der Hoffnung sind trotz ihrer Radikalität keine unerreichbaren Idealbilder. Wie bereits erwähnt scheitert gerade Abraham nur allzu oft am Leben aus der unsichtbaren Hoffnung und verfällt den Verführungen dessen, was er sehen, messen und machen kann. Und auch die Jünger Jesu sind keine Heiligen. Petrus verrät seinen Meister in der Nacht nach seiner Verhaftung, noch bevor der Hahn kräht dreimal (Lk 22,60). Und am Tag der Kreuzigung harren nur noch einige Frauen bei Jesus aus.

Die eigene Schwäche, oder in den Worten Martin Luthers: der alte Adam in uns, der uns immer wieder dazu bringt, auf Irdisches zu hoffen und nicht Gott, sondern dem Mammon zu dienen, ist die eine Herausforderung. Die andere besteht darin, dass Menschen, die ihre Hoffnung auf Christus setzen, in der Welt auf Widerstand stossen. So schreibt Paulus, dass wir den Schatz des Glaubens, die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes auf dem Angesicht Christi, in irdenen Gefässen haben (2. Kor 4,6 und 7). Wer Christus, der Hoffnung der Welt wirklich nachfolgt, erlebt wie er Bedrängnis und Anfechtung. Paulus drückt dies drastisch aus, indem er festhält, dass wir, wenn wir auf Jesus Christus getauft wurden, auf seinen Tod getauft worden sind. Nur dadurch, dass wir mit ihm begraben wurden durch die Taufe auf den Tod, können wir auch Anteil an der Auferstehung Jesu erhalten und unseren Weg in der Wirklichkeit eines neuen Lebens gehen – in der Hoffnung, dass wir am Ende der Zeit, auch in der Auferstehung mit Christus verbunden bleiben.

Damit nähern wir uns der letzten Station auf dem Gang durch die Bibel, der Eschatologie²: Christus, die Hoffnung der Welt, ist nicht nur unser persönlicher Retter und Versöhner. So, wie die ganze Schöpfung durch ihn geworden ist. So soll durch ihn auch alles neu werden (Off 21,5). Dies ist kein Vorgang, der sich ohne unser Zutun vollzieht. So schreibt Paulus im gewichtigen 8. Kapitel des Römerbriefs, dass die Schöpfung in sehnsüchtigem Verlangen auf das Offenbarwerden der Söhne und Töchter Gottes wartet (Röm 8,19). Und Jesus fordert uns

² die Lehre von den letzten Dingen, vom Ende und dem Ziel der Welt

in der Bergpredigt zum Handeln aus der Hoffnung heraus mit dem Zuspruch: Ihr seid das Licht der Welt (Mt 5,14).

Heute aus Christus, der Hoffnung der Welt, leben – eine Gratwanderung

Das Leben aus Christus, der Hoffnung der Welt, bleibt bis heute eine Gratwanderung: Zum einen sind wir herausfordert, die Hoffnung in unseren Alltag, zu unseren Nächsten und in die Gesellschaft zu tragen. Das Leben aus der Hoffnung vollzieht sich in einer Lebensführung, welche jede Entscheidung ins Licht der Hoffnung stellt. Ich kann nicht Kenntnis davon haben, dass die Schöpfung sehnsüchtig auf mein Offenbarwerden wartet und zugleich genau diese Schöpfung mit Füßen treten, indem ich hemmungslos konsumiere und reise. Ich kann nicht Christus als Versöhner der Welt und unseren Frieden loben und zugleich beim Verfolgen meiner Interessen über Leichen gehen.

Andererseits bleiben wir Töchter und Söhne Adams und Evas und damit unbedingt angewiesen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, welche in Christus offenbar wird. Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder, spricht Christus (Mk 2,17). Paradoxerweise sind wir in diesem Licht gerade dann besonders auf Christus den Arzt, angewiesen, wenn wir meinen, wir seien gesund und hätten ihn nicht nötig.

Drittens ist es uns geboten, dass wir bei aller Betonung, dass *Christus* die Hoffnung der Welt ist, der Versuchung widerstehen, die Rettung, Versöhnung und Vollendung christologisch engzuführen. Was Hoffnung in und aus Christus wirklich bedeutet, wird erst im trinitarischen Zusammenhang verständlich:

Im Glauben an Gott, den Schöpfer und Vater bekennen wir: Die Welt, in der wir leben, bleibt trotz ihrer Abgründe, trotz allen Unrechts, aller Gewalt und aller Knechtschaft Gottes geliebte Schöpfung. Als Christinnen und Christen teilen wir diese Liebe nicht nur. Wir solidarisieren uns mit den anderen Menschen und Kreaturen in der Angewiesenheit auf Gottes Güte und Fürsorge, Gnade und Barmherzigkeit. Und wir leiden mit den Hungrigen, Durstigen, Fremden, Kranken, Gefangenen, Unterdrückten und Gebeugten. In ihnen begegnen uns die Geschwister Christi und damit auch *unsere* Geschwister (Mt 25,35-40). Wollen wir aus der unsichtbaren Hoffnung leben, übernehmen wir Verantwortung für sie und tun unser Möglichstes, ihr Los zu lindern.

Im Glauben an Jesus Christus, den Mitschöpfer und Erlöser der Welt, bekennen wir: Als Christinnen und Christen leben wir nicht abgehoben von der übrigen Welt. Wir solidarisieren uns mit allen Menschen und Geschöpfen, indem wir bekennen, dass wir immer und unbedingt angewiesen bleiben auf Christus, den Arzt. Christus beruft nicht Gerechte, sondern Sünderinnen und Sünder. Ausgerechnet uns sagt er zu, dass wir das Licht der Welt sind. Wir nehmen diese Zu-Mutung an, indem wir Christi Hoffnung und Freude mit den Menschen teilen und uns besonders jenen zuwenden, die besonders nach Liebe und Vergebung hungern.

Im Glauben an den Heiligen Geist, den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit (2. Tim 1,7), bekennen wir: Wir bleiben angewiesen auf den von Christus verheissenen Tröster und Ermutiger, der uns Rückenwind gibt für die Nachfolge, für das Leben aus der unsichtbaren Hoffnung im Alltag. Täglich richten wir uns aus auf Gottes Heiligen Geist. Wir stellen uns und unser Leben in sein Licht. Wir beten, danken und bitten drum, dass der Heilige Geist uns beflügelt, der Hoffnung in unserer Begegnung mit den seufzenden Geschöpfen Hand und Fuss zu verleihen.

Der Auftrag der Kirche – im Zeichen der Hoffnung

Der Gang durch die Bibel macht deutlich, dass wir uns die Hoffnung niemals selbst geben können. Aus menschlicher Sicht bleibt der Tod die einzige Perspektive. Auch die grossartigsten Leistungen und Werke vergehen und sind angesichts der Ewigkeit «nichtig und ein Greifen nach Wind.» (Koh 1,14) Dies weist der Kirche den Weg: Ohne mich könnt ihr nichts tun, sagt Jesus seinen Jüngerinnen und Jüngern (Joh 15,5). Das Hoffnungszeugnis der Kirche darf niemals zu leerem Aktivismus verkommen und dem Wahn, die Welt aus eigener Kraft zu verbessern. Diesem Grundsatz entspricht die Lehre von den vier Grundvollzügen der Kirche, welche sowohl in der römisch-katholischen Kirche wie auch in den Denominationen, welche dem Ökumenischen Rat der Kirchen angehören, gelten³:

1. **Leiturgia:** Die Kirche ist berufen, den Glauben zu feiern. Im Gottesdienst hört die Gemeinde auf Gottes Wort, das ihr Zukunft und Hoffnung schenkt. Sie antwortet ihm im Gebet, im Singen und Musizieren. Sie begegnet Christus in der Feier des Abendmahls und empfängt beim Teilen von Brot und Wein Kraft und Zuversicht für den Gottesdienst im Alltag.
2. **Martyria:** Die Kirche ist berufen, das Evangelium, die Botschaft der Hoffnung zu verkündigen und gerade da den lebendigen Gott zu bezeugen, wo Angst, Not und Gewalt allgegenwärtig scheinen. In der Welt, wo Vergeltung und Gewalt herrschen, kann dieses Zeugnis auf Widerstand stossen und mit Leiden verbunden sein. Die österliche Hoffnung schenkt die Kraft, standhaft zu bleiben und Anfechtungen zu widerstehen.
3. **Diakonia:** Die Kirche ist berufen, ihren Glauben im Dienst an den Mitmenschen zu leben. In der Nachfolge Jesu trachtet sie zuallererst nach Gottes Reich und seiner Gerechtigkeit (Mt 6,33) und gibt so ihrer Hoffnung Hand und Fuss. Sie übt tätige Nächstenliebe nicht als lästige Pflicht, sondern aus Freude an Gottes Güte und der Nähe Jesu Christi (vgl. Phil 4,4 und 5; 2. Kor 9,7).
4. **Koinonia:** Die Kirche ist zur Gemeinschaft berufen, welche nicht durch Sympathie und gemeinsame Interessen begründet ist. So wertvoll Freundschaften unter Menschen sind, können sie doch nicht der Grund und das Mass kirchlicher Gemeinschaft sein. Diese ist einzig begründet in Gott selbst: Gott als Vater, Sohn und Heilige Geistkraft ist in sich Beziehung und damit Quelle und Ziel der Gemeinschaft der Kirche. So fühlen wir uns nicht verbunden miteinander, weil wir dieselbe Einstellung haben, im Gegenteil: Die Liebe, welche uns vom dreieinen Gott zuströmt, verbindet uns zur Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche, trotz all unserer Unterschiede und Meinungsverschiedenheiten, und sie sprengt alle Grenzen der Denominationen, Theologien und Ideologien. Gerade weil die Gemeinschaft der Kirche nicht durch menschliche Kriterien begründet ist, bleibt sie im Auf und Ab der Geschichte bestehen. Und überall, wo sie aufscheint, stärkt sie uns in der Hoffnung auf das Ziel der Heilsgeschichte, das Paulus in 1. Kor 15,22-28 in einer grossartigen Vision umreisst: Wie in Adam alle sterben, so werden in Christus auch alle zum Leben erweckt werden. Jeder aber an dem ihm gebührenden Platz: als Erstling Christus, dann die, die zu Christus gehören, wenn er kommt. Dann ist das Ende da, wenn er das Reich Gott, dem Vater, übergibt, wenn er alle Herrschaft, alle Gewalt und Macht zunichte gemacht hat. Denn er soll herrschen, bis Gott ihm alle Feinde unter die Füsse gelegt hat. Als letzter Feind wird der Tod vernichtet. Denn alles hat er ihm unterworfen, unter die Füsse gelegt. Wenn es aber heisst: Alles ist ihm

³ Zur röm-kath. Kirche siehe: <https://de.wikipedia.org/wiki/Grundvollzug>. Zum Ökumenischen Rat der Kirchen siehe: <https://www.oikoumene.org/de/resources/documents/preparatory-paper-ndeg-1-mission-and-evangelism-in-unity-today> Hier taucht als fünfter Grundvollzug das «Miteinanderteilen der Frohen Botschaft des Evangeliums durch Wort (kerygma)» auf. Dieses lässt sich jedoch sehr gut in die «Leiturgia» integrieren.

unterworfen, so ist klar: mit Ausnahme dessen, der ihm alles unterworfen hat. Wenn ihm dann alles unterworfen ist, wird auch er, der Sohn, sich dem unterwerfen, der ihm alles unterworfen hat, damit Gott alles in allem sei.

TMS, 08.07.21 / 23.08.21